Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 8.

Hugo Neugebauer: Religion und Sittlichkeit / Arthur von Wallpach: Zweierlei Müßiggang / Bernhard Jülg: Vorfrühling der Liebe (Schluß) / Ludwig Seifert: Und Tage sind / Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her II / Peter Scher: Kämpfen / Max von Esterle: Karikaturenfolge VIII (Statthalter Baron Spiegelfeld) Hartmann: Brixner Chronik.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 15. Sept. 1910. Heft 8.

Religion und Sittlichkeit / von Hugo Neugebauer.

Es ist, ich weiß es, ein großes Wagnis, in wenige Zeilen Betrachtungen von Dingen zu pressen, über die schon hunderte von Bänden geschrieben worden sind. Es ist auch gar nicht meine Absicht, eine Abhandlung mit vielen Hinweisen auf überlieferte Lehren und Meinungen zu verfassen und mich dabei des langen und breiten zustimmend oder verwerfend über die Ansichten anderer auszulassen. Was ich will, ist eine ganz kurze Erörterung, wobei ich mich ohne lehrsame Um- und Abschweife auf das Wesen der Sache beschränken möchte, wie ich es mit meines Geistes Auge sehe.

Religion und Sittlichkeit scheinen — und das nicht bloß bei oberflächlicher Betrachtung — desselben Ursprungs zu sein, ja es hat Denker gegeben, denen die Religion nichts anders war als Sittlichkeit. So sagt, um nur der größten einen zu nennen, Immanuel Kant: Religion ist das Erkenntnis aller unsrer Pflichten als göttlicher Gebote.

Ist nun Religion wirklich nichts anders als geistige Gebundenheit an das eingeborene oder richtiger gesagt: eingeerbte Sittengesetz, also an unser Gewissen? Ist das Gewissen, also das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für unsere Handlungen und Unterlassungen gegenüber unseren Mitmenschen die einzige Quelle der Religion? Ja ist das Gewissen überhaupt eine Quelle der Religion?

Meine letzte Frage wird alle verblüffen, die da der Meinung sind, die Sittlichkeit sei nichts anders als eine Art angewandter Religion, nämlich Religion, angewandt auf das Verhalten des Menschen zum Menschen, soweit davon das Wohl- oder Unbehagen der menschlichen Gesellschaft abhängt. Die das behaupten, haben vollkommen recht, nur muß ich sie gleich beim Worte fassen und ihnen zu bedenken geben, daß Anwenden eine Tätigkeit des menschlichen Geistes und Willens, also nichts Ursprüngliches, Unvermitteltes ist, das sich von selbst ergäbe. Mit anderen Worten: Sittlichkeit ist mehr oder minder bewußt, mehr oder minder künstlich der gegenwärtigen — allerdings Jahrtausende alten — Form menschlichen Beisammenlebens ein- und aufgepfropfte Religion, ein mehr oder minder gelungener Versuch, ein ungebundenes und nicht zu bändigendes Gefühl für den obersten Zweck der menschlichen Gesellschaft nutzbar zu machen, der da ist: Behagliches oder bescheidener gesagt: möglichst wenig unbehagliches Beisammenleben.

Wenn man also die Sache mit ungetrübtem Auge betrachtet, so büßt die hochgepriesene und verherrlichte Sittlichkeit all ihren Eigenwert und Eigenglanz ein und erscheint fortan als das, was sie ist: als Mittel, die göttliche Religion dem tierisch-menschlichen Triebe zu behaglichem Herdenleben zu vermagden, wobei der selbstsüchtig-nüchterne Herdentrieb von geborgtem Lichte erstrahlt, wie etwa der kalte, finstere Mond vom Abglanze der selbstleuchtenden Sonne.

Daß es sich wirklich nur um ein künstliches Einpfropfen und nicht etwa um ein natürliches Herauswachsen handelt, ergibt sich aus der Antwort auf die Frage: Wie ist die Sittlichkeit enstanden? —

In der einfachsten Form des Staates, in der Familie, war der Familienvater zugleich Gebieter und Priester. Denken wir also an einen Naturmenschen mit gesunder Vernunft, klarem Verstande und reicher Erfahrung. Dieser Mensch weiß, daß sein gewalttätiger Sohn dem Sohne des Nachbarn nach dem Leben trachtet, daß er die Tochter des Nachbarn schänden, den Esel oder das Kameel des Nachbarn rauben und, um seinen Gelüsten fröhnen zu können, den

Nachbarn durch allerlei Lügen aus der Hütte entfernen will. Wir haben hier gleich die wichtigsten Verbrechen beisammen, von denen ein einziges genügen könnte, um den ehrwürdigen Alten mit seiner ganzen Familie ins Unglück zu stürzen. Er weiß es ganz genau, daß der Nachbar Gleiches mit Gleichem vergölte, daß es seinen Söhnen und Töchtern, Eseln und Kameelen nicht anders erginge als den Kindern und Tieren des Nachbarn, wenn es ihm nicht gelingen sollte, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen.

Was wird also der ehrwürdige Greis tun? Wird er vor seinen Sohn hintreten und ihn etwa so anreden:

„Mein Sohn, deine Absicht widerspricht den sittlichen Grundgesetzen, du lüdest dir eine schwere Schuld aufs Gewissen, wenn du das, was deinem Geiste in Bildern vorschwebt, in Taten umsetztest?"

Ich wage zu behaupten, daß der ehrwürdige Greis nicht so gesprochen hätte. — Oder vielleicht so:

„Nilpferdkiefer, mein Sohn, was fällt dir ein? Wenn du das heute nacht tätest, so wäre morgen abend Gleiches mit Gleichem vergolten. Sei doch nicht so unklug, Nilpferdbacke"?

Darauf hätte der Jüngling wahrscheinlich erwidert:

„Vater, du bist alt und schwach und hast Furcht für zehn Weiber, ich aber bin jung und stark und habe Mut für hundert Männer. Auch hab ich Freunde: die Roßnase, die Löwentatze, die Hirschkeule und wie sie alle heißen, die werden mir schon helfen. Laß ihn nur herankommen den alten Nachbarn."

So hätte wahrscheinlich der Jüngling erwidert oder er hätte geschwiegen und die Verbrechen hinter dem Rücken des Vaters vollführt.

Ganz anders hätte der Alte dem Jungen ins Gewissen geredet, ungefähr so:

„Tu's nicht, mein Sohn. Denn sieh, selbst wenn es dir gelänge, den Nachbarn niederzuschlagen und alle seine Verwandten zu überwältigen, der große Geist, der Unsichtbare, der überall und nirgend ist, der will's nicht, der käme, dich zu züchtigen, dem könntest du nicht entrinnen. Sieh, den hat er im Sumpfe erstickt und den

mit dem Blitze erschlagen und den in den Rachen des Löwen rennen lassen, weil sie dergleichen getan haben. Tu's nicht, mein Sohn."

So hätte der Alte gesprochen und der Junge hätte aus Furcht vor dem Zorne des großen Geistes die Missetaten unterlassen. Denn mit jemand, der überall und nirgend ist, ist nicht zu spassen, das leuchtet selbst einem Troglodytengehirne ein.

Was will ich damit gesagt haben? Daß die Religion, wie die Sophisten und gewisse aufgeklärte Despoten behauptet haben, eine schlaue Erfindung eines Machthabers sei, um das Volk im Zaume zu halten? Mit nichten. Denn unser Familienoberhaupt führte im besten Glauben den blinden Zufall auf das Wirken einer rächenden Gottheit zurück. Demnach war seine Warnung vor dem Zorne des großen Geistes ein unbewußter Mißbrauch des religiösen Gefühls zur Abwehr drohender Übel, ein Mißbrauch, freilich nicht böser Absicht, sondern einem begreiflichen verzeihlichen Irrtum entsprungen.

Hatten aber die Sophisten so ganz unrecht, weil sie in der Religion nur eine zweckmäßige Anstalt erblickten? Da auch sie zwischen Religion und Sittlichkeit nicht unterschieden, gewiß nicht. Die Machthaber jener Zeit und ihre sophistischen Lehrer und Ratgeber dachten und fühlten ja längst nicht mehr so kindlich wie unser Familienhaupt. Sie erkannten ganz richtig, daß, was der Alte als Walten der rächenden Gottheit angesehen hatte, nichts anders war als blinder, stockblinder Zufall. Und weil sie das erkannten und nicht mehr unbefangen genug waren, um sich in das Gemütsleben des schlichten Mannes einfühlen zu können, sondern die Weltanschauung ihres mit Geistesbildung übersättigten Zeitalters fälschlich auf den Urzustand der Menschheit übertrugen, mußte ihnen der Kinderglaube des Alten als bewußte und beabsichtigte Täuschung, als Betrug, erscheinen. Betrug war in den Augen jener Tyrannen nichts Schlechtes, woferne er nur ihren selbstsüchtigen Zwecken diente. War ihre Tyrannei nicht auf Verbrechen über Verbrechen gegründet: Mord, Raub, Verrat, Lüge, Heuchelei und Hinterlist? Und führten sie nicht trotzdem das üppigste Wohlleben in ihren Palästen und Landhäusern? Und wenn ja den einen oder den anderen die Kriegsfackel verscheuchte oder der Dolch

eines Entehrten niederstieß, wohlan: Zufall! Der Zufall hat's gegeben, der Zufall hat's genommen, vor dem Zufall sind wir ohnmächtig.

Zufall! — Ein entsetzliches Wort, ein ganz gotteslästerliches Wort, nicht wahr? Man nennt ihn geradezu den Gott der Gottesleugner und plündert alle Rüstkammern des wohlgeschulten Geistes, um ihm den Garaus zu machen. Umsonst! Wir begegnen ihm täglich, stündlich, allein und mitten unter Menschen. Bald lockt er, bald droht er, bald macht er uns lachen, bald weinen, brüllen, heulen. Bald segnen wir, bald verfluchen wir diesen liebenswürdigen abscheulichen Zufall, der schon so viele Kleine groß und so viele Große klein gemacht hat und noch machen wird bis an der Welt Ende.

Ist er denn wirklich so gottlos der Zufall? — Ich glaube nicht, ich halte ihn sogar für göttlich und mit mir stimmen alle Frommen überein. Nur nennen die ihn nicht Zufall, sondern Vorsehung oder Schickung. Ich aber schürfe noch tiefer als die Frommen, die trotz ihrer aufrichtigen Frömmigkeit die Erhabenheit des Zufalls nicht erschöpfen können, da sie ihn — bewußt oder unbewußt — immer in Beziehung zu ihrem hochwerten Ich setzen. Aber der Zufall kümmert sich ja gar nicht um Sie, meine Herren, weiß von Ihnen nichts, rein gar nichts! Schieben Sie ihm ja keine Absichten unter, weder gute noch böse. Er hat es auf gar nichts abgesehen, sondern besteht auf sich selbst, unerreichbar, unabwendbar kommt er einher, hier Städte aus der Erde, dort Staaten in die Erde stampfend.

Ist das nicht groß? Ist das nicht wunderbar? Gibt es überhaupt andere Wnnder als Wunder des Zufalls? Denn was sich in aller Ruhe und Ordnung nach den Gewohnheiten der Hausmutter Natur abwickelt, darüber wundert man sich nicht, man wunderte sich denn, daß sowas möglich ist, man staunte denn das Wunder der Gesetzmäßigkeit mitten in der wildesten Willkür, den Zufall im Zufall an. — Sie entsetzen sich vor Erdbeben, Feuersbrünsten, Kriegen, Seuchen und Hungersnöten? Auch ich bedaure die Betroffenen, aber ich balle nicht die Fäuste, knirsche nicht mit den Zähnen wie die schwachen Tröpfe, die an ihrem väterlich-milden Gotte irre werden, wenn er ihnen einmal — heftiges Bauchgrimmen verursacht.

Ich sage: Zufall, du bist groß, bist über alle Größe groß, erhaben, göttlich, ob du mir nun wohl oder wehe tust, ob du dich als Hochgebirg vor mir aufgetürmt oder als Meer vor mir ausgeschüttest hast.

Im Grunde enthält das, was wir Zufall nennen, bereits alle Urstoffe der Religion, die — endlich sei's gesagt — an und für sich mit der Sittlichkeit gar nichts gemein hat. Denn Religion ist Gefühl, ist der Inbegriff aller Gefühle, die aus dem Zufälligen, Unergründlichen, Geheimnisvollen, Übermenschlichen entspringen. Religion ist geradezu das Gefühl der Gefühle, das Urgefühl und seiner Natur nach unbestimmt, unbestimmbar, nicht zu fassen und zu fesseln, in keinen Gedanken, kein Wort, kein Lehrgebäude. —

Mein Weib ist mir gestorben, mein Kind, mein Freund. Meine Tränen sind versiegt, mein Schluchzen hab ich erstickt. Ich bin lange stumm gewesen, stumm, dumm und dumpf. Auf einmal denk ich wieder daran, denke und — das große Staunen kommt über mich: Tot! — Nicht mehr! — Woher? — Wohin? — Warum? — Wozu? — — Frag ich mich das wirklich? O nein! Denn könnte ich mich so fragen, dann müßt ich's gedacht haben. Ich hab's aber nur gefühlt, ich habe den urgeheimen Sinn der Gedanken gefühlt, die in jenen Worten zucken. Es ist ein entsetzlicher Starrkrampf in diesen zuckenden Fragen, ohne Zweifel etwas von den Zuckungen eines Sterbenden und vom Wetterleuchten des großen erlösenden, läuternden und verklärenden Urgewitters an den Pforten der Unendlichkeit. Ich fühle das dunkel, unbestimmt, — urgewaltig, sinke auf die Knie' und wie Gegurgel aus Brunnen, die Jahrtausende lang verschüttet waren, stammelt es herauf, ringt sich's aus meiner Kehle: ein Schrei des Entzückens und des Entsetzens:

„Gott!" —

„Stehen Sie auf. Es ist schön von Ihnen, daß Sie den lieben Gott anrufen. Aber Sie tun das nicht auf die gehörige Art. Sehen Sie, da steht's gedruckt, wie man den lieben Gott anzureden hat. Da nehmen Sie."

„Ich danke, bemühen Sie sich nicht, Herr Balthasar Untertumpfhäuser. Ich weiß schon selber, wie man mit unserm Herrgott zu sprechen hat. Abfahren!" —

„Ah, ah! was ich gehört habe! —Ich habe Sie immer für einen aufgeklärten Mann gehalten. Und nun höre ich zu meinem Erstaunen (Kerl, mißbrauchst du das Wort!), daß Sie an — Gott glauben. Mir unbegreiflich."

„So? — Herr Professor, möchten Sie Ihr Herz sehen? — Überrascht Sie meine Frage? — Sie können Ihr Herz sehen, wenn Sie wollen. Sehen Sie, der Mann, der eben weggegangen ist, hat Ihr Herz.

„Wa — wa —? Na, erlauben Sie mir: Der ekelhafte Betbruder?"

„Derselbe. Er hat ein Herz in der Brust, das ebenso schlaff und leer ist wie das Ihre. Und außerdem hat er noch ein Herz — in der Hosentasche, das sieht Ihrem und seinem wirklichen Herzen täuschend ähnlich: lassen Sie sich seinen ausgeschnupften Tabakbeutel zeigen! Und nun — möchte ich wieder allein sein." —

Ich habe mir einen lustigen Seitensprung erlaubt, nun will ich wieder ernsthaft werden. — Religion an und für sich hat also mit Sittlichkeit nichts zu schaffen. Und es ist eigentlich etwas wie Gotteslästerung, wenn man die Feuerrosse des Elias vor den Düngerwagen spannt, der die Jauche aus dem Hofe des Bauern führt, damit dessen Weib und Kinder nicht darin ersticken. Wir sollten Mitleid haben mit der Religion, wie sie uns aus dem Zerr-Folter-Spiegel der Sophisten aller Spielarten entgegengrinst, sollten sie vom Joche der Sittlichkeit befreien, um ihr den Platz anzuweisen, der ihr gebührt: hoch über aller Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, Behaglichkeit, irdischer Glückseligkeit und wie die schönen Dinge alle heißen, die der Mensch der Allgemeinheit nicht missen mag, die er so notwendig braucht, um sich zu paaren, zu vermehren, Karten zu spielen, Bier zu trinken und zu kannegießern.

Wir ihr diesen Platz anweisen: wir — ihr? Ihre Frage gereicht Ihnen zur Ehre. Sie hat ihn ja schon inne, hat ihn ja nie verlassen, die erhabene Religion. Seit Urweltdämmern, Urweltgedenken thront sie in der Einsamkeit, in der Stille, das Geheimnis der Geheimnisse, unerreichbar, unnahbar, ungut und unböse — das Unendliche! Das wir in heiligen Augenblicken der Verzückung schauernd ahnen,

aus dem wir gekommen sind und in das wir zurückkehren werden, wenn uns Tod dereinst die Binde von den Augen nimmt.

Wir? — Sie noch nicht, Herr Händler mit allerlei Ware, Sie müssen sich noch einigemale häuten, ehe Sie reif sind für die Ewigkeit. Denn wie sagt der Dichter des Cherubinischen Wandersmanns?:

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden:
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden. —

Nun könnte jemand kommen und sagen: Wenn also die Religion mit der Sittlichkeit nichts zu tun hat, so ist die ganze Sittlichkeit keinen Schuß Pulver wert. Denn alles Gute kommt doch von der Religion und was nicht von der Religion kommt, das ist schlecht und verwerflich. — Ganz falsch. Die Sittlichkeit ist sogar sehr gut, sehr nützlich und notwendig, ja sie ist platterdings unentbehrlich. Ohne Sittlichkeit keine Familie, keine Gemeinde, kein Staat. Das ist doch nachgerade ein Gemeinplatz geworden. Aber man werfe ja nicht dieses unentbehrliche Ding für den bürgerlichen Hausgebrauch, dieses All-Hausgerät für jedermann mit der Religion zusammen, die ganz unnütz, ganz unnotwendig und durchaus entbehrlich ist. (Entrüstungsgebrüll von einer gewissen Seite: Sie haben mich halt wieder mißverstanden.) Die Religion ist noch viel, viel entbehrlicher als der kostbarste Schmuck, den sich nur ein paar Menschenkinder anschaffen können. Denn sie leuchtet und funkelt nicht einmal, sondern sie ist. Sie ist und man hat sie. Oder man hat sie nicht. Und wenn man sie nicht hat, dann nützen alle Bemühungen nichts, sie sich zu verschaffen. Denn — so schließe ich —: Die Heiligen (lies: Die großen Herzen) werden geboren wie die großen Geister.

Zweierlei Müßiggang / von Arthur von Wallpach.

Als blind ich Menschenbrauch mich überließ,
Wie konnt' ich in der Zecher Mitte hocken!
Es maß der Würfel Klappern mir die Zeit.

Heut lähmt mich unruhvolle Traurigkeit,
Wenn Rausch und Spiel der Freunde Tag entweiht,
Und zündet mir die Kehle heiß und trocken.

Hinstreck' ich lang mich auf den Silberkies
Des Uferstrands und tauche, wenn saphiren
Der Flutstoß anschwillt, in den eisigen Schaum;
Sonnen und Stürmen trotz ich gleich dem Baum,
Zur Rast gibt mir ein Felsengipfel Raum:
Göttliche Trägheit lernt' ich von den Tieren.

Vorfrühling der Liebe / von Bernhard Jülg.

(Schluß.)

Bianca erwachte am nächsten Morgen froh und zufrieden. Ihr war, als sei sie auf einer schönen Reise und an der ersten Haltestelle angekommen. Hier ist es schon nett und angenehm. Aber es wird noch besser werden, es muß noch viel und dies und jenes kommen. Die Zukunft ist so reich. Sie stand hurtig auf, kleidete sich hübsch und hell, summte ein Liedchen, lächelte vor dem Spiegel und ging dann aus, die Einkäufe für den Tag zu besorgen.

Draußen schien die Sonne weiß und warm. Nach ein paar Schritten blieb Bianca in der Türe des offenen Wäscheladens stehen, in welchem sieben, acht junge Mädchen nähten und bügelten. Sie war sonst immer still vorübergegangen und hatte als hochmütig gegolten. Heute fühlte sie sich zu diesen lachenden Geschöpfen hingezogen und grüßte freundlich:

„Guten Morgen. Eine schöne Sonne ist heute."

Die Mädchen freuten sich über Biancas Zutunlichkeit. Marieta, die berühmt ob ihrer Abenteuer und immer wieder verliebt, aber schon nicht mehr ganz jung und ein bischen geschminkt war, sang Bianca ins Gesicht: „Der Frühling ist gekommen".

Sie war ganz übermütig und trug Veilchen im Gürtel, am Busen, im Haar.

„Ich weiß, was Ihr heute habt, Marieta", lächelte Bianca.

„Das wißt Ihr nicht", antwortete die andere herausfordernd.

„O ja. Nichts macht lustiger als neue Liebe".

Die andern lachten unbändig; es stieg wie überlautes Vogelzwitschern aus dem Laden. Und Marieta wurde rot unter ihrem Reismehl.

Bianca ging weiter. Wie leicht und angenehm das Leben war. Einmal, vor Zeiten, hätte es ihr Überwindung gekostet, mit diesen kichernden Geschöpfen nur ein Wort zu wechseln. Heute gefielen sie ihr beinahe. Sie mußte an Francesco denken. Solche Mädchen hatte er wohl oft geliebt. Sie wunderte sich, nicht eifersüchtig au sie zu sein. Aber diese lustigen Vöglein paßten so zum Bilde der sorglosen Lebensfreude, das sie in ihm liebte. — Sie machte ihre Gänge, kaufte frische Blumen und kehrte nach Hause zurück. Dort fand sie einen glühenden Liebesbrief. Es waren schöne Worte und Bianca freute sich. Aber im Grunde dachte sie: „So was ist oft schon geschrieben worden; aber ein einziges, sonniges Lächeln von ihm wiegt dieses ganze Geschreibsel auf".

* * *

Und dieses sonnige Lächeln wurde Biancas Leitstern.

Darauf war ihre ganze Liebe aufgebaut. Liebe —! „Liebe ich ihn wirklich"? fragte sie sich manchmal. Aber sie war nicht mehr die grübelnde, zweifelnde, die Dinge zerfasernde Bianca. Sie dachte an seine lachenden Lippen, und die gaben ihr immer frohe Antwort. In den ersten Zeiten hielt sie an der Vorstellung des glücklichen Traumes, der sie lenkte und von dem sie sich leiten ließ, fest. Aber einmal, da Francesco zu ihr sagte: „Unsere Liebe ist wie ein Traum" — da mußte sie lächeln. Sie erinnerte sich an jene trüben, einsamen Tage, da eine sehnsüchtige Stimme in ihr gesprochen hatte: „Und ich weiß, daß es nur ein Traum ist. Er aber in seiner blonden Jugend weiß es nicht — vielleicht nicht."

„Gut" — antwortete sie ihm jetzt — „dann ist es Zeit zu erwachen" — und sie zerrte seinen Kopf an den Haaren zu ihrem Mund herab, daß er lachend schreien mußte. Aber es klang zugleich wie der erstickte Aufschrei seines Blutes. Denn schon hatte Bianca ihn geküßt —: „Sind Sie jetzt wach?"

Und er fühlte ihren Kuß auf seinen Lippen und ihre lachende Frage in seinem Herzen brennen.

* * *

An einem Sonntagsnachmittag, da es schon beinahe heiß war, gingen sie hinaus zum Kolosseum.

Conti war ausgelassen wie ein Kind, hielt ein rotes Buch in der Hand und tat, als wäre er ein frisch angekommener Engländer.

Niemanden finden die Römer so lächerlich und niemand imponiert ihnen mehr als der Fremde. Es kommt ihnen sehr ergötzlich vor, zu sehen, wie diese hergelaufenen Käuze einen Schutthaufen bestaunen. Aber selbst für so einen steinreichen Sonderling zu gelten, schmeichelt ihrer kindischen Eitelkeit. Sie gehen achtlos am Großartigen vorüber, weil sie finden, es genüge, wenn es diese Fremden anstarren. Aber geht ihnen selbst manchmal eine Ahnung dieser Größe auf, so werden sie traurig und ertragen es nicht. Denn dann sehen sie nur den grenzenlosen Tod. Sie sind noch sehr jung, diese Söhne einer uralten Vergangenheit.

„Tribuna Vestalium — o yes" machte Conti.

Bianca aber war in dieser Sonne ein wenig müde. Sie saß auf einer gestürzten Säule und lächelte nur leise zu allem, was ihr Freund tat.

„Du wirst nie ernst werden" — sagte sie vorwurfsvoll. Und dann bewundernd, unendlich zärtlich: „Du wirst immer jung bleiben".

Er runzelte leicht die Stirne.

„Ich bin oft sehr traurig" — behauptete er. Und dann tiefsinnig: „Dieses Kolosseum ist eine Tragödie aus Stein."

Bianca aber lächelte: „Kinder schmerzt es immer am meisten, daß man sie nicht als Große behandelt."

„Habe ich es dir noch nicht gesagt, daß ich 27 Jahre alt bin?"

„Nein. Aber dann bewundere ich dich noch mehr. So ein altes und so ein holdes Schaf. Im Ernst, wie alt bist du?"

„Siebenundzwanzig."

„Weniger?"

„Rate!"

„Weniger vier."

„Nein."

„Weniger sechs."

Conti schwieg beschämt.

„Cecco, wenn du heute reich bist, fahre mich."

Ohne ein Wort der Erwiderung nahm er sie unter den Arm und führte sie zu den Wagen, die draußen standen.

„Gräfin?"

Sie hob geziert ihr Kleid, entblößte das Füßchen, trippelte ein paar Schritte bis zum Trittbrett, stieg langsam ein, als ob es mühsam wäre und seufzte.

„Ich danke, Herzog."

* * *

Es dunkelte schon, als sie längs des Tibers unter den knospenden Bäumen in die Stadt hineinfuhren. Klar und kühl stand der Abend über dem Janiculus und zerfloß langsam in blaue Schleier.

Bianca fröstelte. Sie schmiegte sich tief in die Kissen und fest an ihren Freund. Sie schwieg. Ihr Gesicht war weiß und ihre Augen groß und dunkel. Die Sonne und die lange Fahrt hatten sie müde gemacht. Etwas von der Schwere, von der Sehnsucht zu träumen, etwas von jenem ersten Frühlingsnachmittag war über sie gekommen.

Francesco aber hatte alle diese Stunden ihren süßen schlanken Leib an seiner Seite gefühlt. Ihre Haare streiften seine Wange, wenn er sich zu ihr neigte.

„Bianca, du hast einmal gesagt, daß du mich liebst, weil ich jung und fröhlich bin. Du kennst noch nicht alle meine Lebensfreude, du kennst noch nicht die ganze Kraft meiner Jugend. Wir wollen deine Jugend und meine Jugend in eins verschmelzen und ein Freu-

denfest feiern. Bianca, es ist Frühling. An diesem Frühlingsabend lieben sich Alle, die warmes Blut in den Adern haben —"

Wie von einem warmen Strom, einem warmen Windstoß ließ sich Bianca's Seele von seinen Worten treiben.

„Bianca — willst du? Du, du . ."

Die Worte stiegen ihm bis zur Kehle und erstickten dort vor Erregung. Er glühte. Er konnte es im engen Wagen nicht mehr aushalten. Er ließ halten und hob sie heraus.

Bianca folgte willenlos, drückte sich an ihn und war selig im Zauber dieser Stunde. Sie gingen rasch längs des Flusses, bis sie zur Engelsbrücke kamen. Dort bogen sie in die Via del Panico ein.

Wenn Conti nüchternen Sinnes gewesen wäre, hätte er sein Mädchen nicht durch den verrufenen Panico geführt. Es war dunkel, bloß hie und da schimmerte eine gelbe trübe Gasflamme.

An den Ecken und vor den Haustüren kauerten und standen die armseligsten, verlorensten Weiber, dazwischen finstere Männer, den Hut tief in die Stirne gedrückt. Die Frauen lachten mit heiseren abscheulichen Stimmen. Es blinkte wie von scharfen Messern. Und man stolperte über faule Katzen und unkenntlichen Unrat.

Ein Weib krächzte: „Niedliche Kinder, das —"

Bianca begann sich zu fürchten.

Ein Bursche sprang wütend auf sie zu und lachte ihr dann ins Gesicht. Conti schleuderte ihm ein Schimpfwort zu und hob die Hand. — Der andre fuhr blitzschnell in die Tasche und zog das Messer. Conti war wehrlos, aber er griff instinktiv nach einer Waffe. Im selben Augenblick fühlte er sich rückwärts von drei, vier Händen gepackt und fortgerissen. Man stieß ihn in einen Wagen, jemand stieg mit ihm ein, knebelte ihn, verband ihm die Augen und drückte ihn mit eisernen Händen in die Ecke. Nach kurzer Zeit wurde gehalten. Man hob ihn heraus und führte ihn viele Treppen hinauf. Dann knarrte eine Tür und schloß sich hinter ihm. Der Knebel wurde ihm aus dem Munde und die Binde von den Augen gerissen.

Er sah sich in seinem eigenen Zimmer in der Via Monte Giordano, und vor ihm stand lachend sein Freund Daniele Droandi.

War das ein Traum? Dann schrie er das einzige Wort, das ihm die letzten Minuten im Kopfe gehämmert hatte: „Bianca".

„Bianca ist wohlbehalten in ihrem Zimmer. Sieh', es ist Licht drüben. Wir sind sanft mit ihr verfahren, beruhige dich. Du aber mußtest für den Leichtsinn bestraft werden, Sonntag abends mit einem braven Mädchen durch den Panico zu gehen und dich mit den berüchtigtsten Messerhelden einzulassen. Wir hatten euch zufällig gesehen und des Spasses halber verfolgt. Da sehen wir den betrunkenen Strolch auf euch zustürzen, hören deine Stimme, sehen das Messer. Wir reißen euch auseinander. In der Nähe stand ein Wagen. Das übrige weißt du. Bianca führte Paul Landolfi nach Hause".

„Das war ein schlechter Spaß, Daniele".

Conti fluchte. Er wußte nicht, an wem er seinen Grimm auslassen sollte. Er trat ans Fenster, öffnete es. Drüben brannte Licht. Da pfiff er leise. Bianca erschien hinter ihrem Fenster, mit aufgelösten Haaren, lächelte, schüttelte das Köpfchen, warf ihm eine Kußhand zu und verschwand.

Wütend trat er ins Zimmer zurück. Und damit das Maß seiner Bitternis voll werde, fand er auf dem Schreibtisch Nachrichten von den seinen; er müsse sofort, schon vor Ostern, nach Caserta.

Da setzte er sich hin und machte sich in einem wahnsinnigen Liebesbrief Luft.

* * *

Conti's Briefe hatten auf Bianca's Lippen immer jenes süße Lächeln gezaubert, welches das einer nachsichtigen Mutter, das einer Schwester und das einer Geliebten sein konnte. Sie beantwortete sie jedesmal mit ein paar schelmischen Zeilen. Diesmal blieb sie ernst. Und erst, nachdem sie still ihre Arbeiten getan hatte, erst nachdem es Nachmittag geworden war, setzte sie sich hin und schrieb:

„Süßer Freund! Ich bin froh, daß es neulich so gekommen ist. Sonst wäre vielleicht Wirklichkeit in unser Verhältnis gekommen, bevor ich mir über meine Gefühle zu Dir klar geworden. Bisher war es eine Freude, der ich mich gedankenlos hingegeben hatte. Es war wunderschön und nie, nie werde ich es Dir vergessen und Dir

immer, immer dafür dankbar sein. Ich war krank und müde, ehe ich Dich kannte. Die Einsamkeit meiner Jugend hatte mich fast getötet. Ich hatte keinen Glauben, keine Hoffnung und keine Liebe mehr. Du hast mir alle drei geschenkt. Du hast diese Himmelsgaben verschwendet, ohne es zu wissen, so wie die gütige Natur den Tau und den Sonnenschein gibt.... Es begann mit dem ersten sonnigen Blick, den Du in mein Fenster getan hast. Dann kam jener unvergeßliche Abend des Cyrano. Damals hast Du mich mit Freude und Mut überschüttet, und ich habe damals selig gedacht: „Das Leben ist noch schön und reich". Schau, Francesco, ich könnte jetzt mit Kraft einem Unglück entgegensehen. Ich könnte den Schmerz überwinden, daß Du mich verläßt.

Lache nicht! Denn das ist, was ich Dir sagen wollte: Als ich mir bewußt wurde: — Du könntest den Schmerz überwinden, daß er dich verläßt — da erkannte ich auch, was ich bisher für Dich gefühlt hatte. Mehr als Dich, mehr als Deine Augen und Deine Lippen liebte ich die göttliche Jugend und die Lebensfreude, deren Sinnbild Du mir warst. — Meine Seele war noch zu trocken und zu müde, um sofort für die große Leidenschaft empfänglich zu sein. Du aber hast meine Seele geackert und besäet wie ein Landmann mit dem Felde tut im Vorfrühling.... Siehst Du, mein Freund, den Vorfrühling der Liebe habe ich durch Dich erlebt. Nun warte ich auf den großen Frühling, und keine Macht der Welt kann mir die Zuversicht auf ihn rauben.

Ich sehe Dich in Caserta unter den blühenden Bäumen im keimenden Saatfeld. Und ich rufe Dir zu: Ich liebe Dich! —

Deine Bianca."

— — — — — — — — — — — — —

Und Bianca öffnete das Fenster, welches sie geschlossen hatte, um ungestört schreiben zu können. Denn draußen glich der Monte Giordano einem summenden Bienenkorb oder einem ungeheuren Haufen grauer Schwalbennester, aus denen Jubel und Gezwitscher ohne Ende aufsteigt. Und überall, wohin sie nur konnten, in die schwärzesten Winkel hinein fielen weiße, weiße Sonnenstrahlen.

Und Tage sind . . . /
von Ludwig Seifert.

Und Tage sind, wo im Gebüsch verborgen
Die Schlange ruht. Und wie ein gold'ner Morgen
Von leichten Wolken, die ganz ferne schweben,
Noch ungetrübt steht klar und still das Leben.

Ihr fernen Zinnen schimmernd aufgebaut
Auf Rebenhügeln morgenlicht-umblaut —
Buchweizenfeld, Kapelle, Essigbaum,
Sah ich euch nie zuvor? Seid ihr ein Traum?

Ich wage mich behutsam kaum zu regen,
Um nicht der Stunde unverhofften Segen
Zu kränken durch der Freude kühne Geste,
Wie einer sorgsam geht durch Blütenäste . . . .

Und bunte Festgedanken ziehen froh
Durch meine stille weite Seele so
Als ob durch sommerlicher Felder Weite
Ein Bittgang mit Musik und Fahnen schreite.

Sämereien vom Gebirge her II /
von Carl Dallago.

Je weiter ich komme, desto größer werden meine Unsicherheiten. — Vielleicht ist dies das beste Zeichen für mein Fortschreiten als Künstler? — Vielleicht ist das Endergebnis: einer Sache Form geben, was zugleich bedeutet: einer Sache Klarheit geben. Das Ergebnis der Form als einzige Klarheit.

*

Ich mache die schöpferische Tauglichkeit eines Künstlers abhängig von dem Umstande, in wie weit „der Fettbürger" (der Mensch der herrschenden Allgemeinheit) in ihm getilgt ist.

*

Aller schöpferischen Kunst liegt zu Grunde: Aufruhr der Seele gegen die Tyrannei des Bestehenden.

*

Ich taufe das gewaltige Bild Millet's „Der Mann mit der Hacke": der Arbeit Grenze. Ich glaube damit die Seele des Bildes benannt zu haben.

*

Jedes große Kunstwerk muß Unendlichkeit ausstrahlen — gleichsam ausatmen wie das Dasein. Es wäre also Kunst im höchsten Sinne: Ein Festhalten der Unendlichkeit im Bilde.

*

Ein Künstler-Bekenntnis: Ich habe gelebt, was in mir ist. Ich übertrug meine Seele nach außen in Taten. Wahrhaftigkeit war mein einzig Führendes, Lauterkeit mein Weggenosse, alle Berechnung blieb mir stets fremd.

*

Wo die Kunst eingeht, erblüht das Kunstgewerbe. Oder lügt die Zusammenstellung der Begriffe? — (Man forsche danach in München.)

*

Es scheint das Sich-Mitteilenkönnen abhängig von dem Zu-Mitteilenden auch der Form nach, sodaß Kleinerem eine kleinere Form entspräche und Größerem eine größere. Nun will sich Kleines für Großes ausgeben: Ursprung des Epigonentums. — Gefühlchen kleiden sich in die Tracht der Gefühle: Wesen des Epigonentums. — Schlußfolgerung: Jeder Künstler muß sich erst seine Form gebären.

*

Das Fragwürdige im Dasein wäre: daß der Schein herrscht und nicht das Sein. Aber vielleicht ist das wieder nur Schein, und überall ist doch das Sein zuletzt maßgebend. In der Kunst gewiß: wenigstens verlangt es so mein Glaube. Hier erwächst mir der Unterschied zwischen Pseudo-Kunst und Kunst, — zwischen Pseudo-Künstler und Künstler. Dieser muß sein Werk mit seinem ganzen Menschentum aufwiegen, jener entfernt sich davon.

*

Vielleicht ist jene Gottesgnadengabe des Sich-Mitteilenkönnens nur ein Übermaß von Drang, der nach Klarheit ringt, — ein Überfließen von Empfinden, das allmählich in Bildhaftigkeit übergeht, sodaß es wie eine reife Frucht gepflückt werden muß.

*

Je größer der Künstler, um so größer muß in ihm auch der Psychologe sein. Denn die Kunst bildet nur das Geschaute — also im weiteren Sinn: nur Wirklichkeit. Die Beschaffenheit der Wirklichkeit ist dabei das Maßgebende; das Neue daran ist das Eigene. Der Psychologe schafft sich diese neue Wirklichkeit, er deckt eben erst auf.

*

Auch das zeugt für den Künstler, daß er das Zubildende erst dort meistert, wo er warm wird.

*

Ich bin Lyriker. — Wir, die wir vielleicht in kommende ethische Umwälzungen zuerst hineinlangen, müssen zur ursprünglichsten Dichtungsart greifen, um unterzubringen, was in uns ist. Große Epiker — große Gestaltende sind gewöhnlich das Letzte einer Zeit. So gibt eigentlich auch der große Gestalter Carl Spitteler nichts Schöpferisch-Neues; er ist vielleicht der episch-künstlerischste Abschluß seiner Zeit. Es ist in ihm nicht annähernd so viel schöpferisches Element wie in Nietzsche, doch ist seine Gestaltungskraft ganz anderer Natur, in ihrer Art weit größer. Er hat bereits für alles, was in ihm umgeht, Menschen gefunden von Fleisch und Blut — bereits alles an vorhandenen Menschen vorgefunden, was ihn beschäftigt. Die Kostümierung ändert daran nichts. Wir haben das nicht, ganz abgesehen vom Gestaltenkönnen. Deshalb: wir können nur sein: Berichterstatter unsres Menschentums.

*

Auch Giovanni Segantini ist nur Lyriker, wo er schöpferisch ist. In seinen Bildern ist vorerst nur sein Empfinden untergebracht, das vorausgeeilt ist: denn er ist ein Schöpferisch-Großer — ein Neuerer wie Walt Whitman — wie Nietzsche. In seinem „Sonnenaufgang" ebt vorerst nur seine Seele. Wer weiß, wie lange es währt, bis ein Künstler kommt, der Epiker und Gestaltender genug ist, — der

Menschen darzustellen vermag, deren Seelen den Sonnenaufgang Segantini's in sich tragen. Was wird er von ihnen erzählen können? — Wie mag ihr Aussehen — ihr Gebaren sein? —

*

In Kreisen des Herkommens — der Satzung — der Allgemeinheit Gefallen erregen, muß im Künstler, falls er seine Kunst liebt, Mißtrauen zu sich selber auslösen.

*

Kunst, wie ich sie aufgefaßt wissen möchte, als ein Unterbringen der Natur, ist Zuflucht für das Leben — vor dem Mangel an Leben, nicht Zuflucht vor dem Leben.

*

Es scheint, Härte macht auch im Künstler Größe aus. Adalbert Stifter ist groß, gemessen an seiner weichen österreichischen Landschaftlichkeit, die seine Entfaltung umrankte. Gottfried Keller scheint größer, weil er die härtere Natur im Leibe — im ganzen Wesen hat, was in ihm härteres Empfinden und kraftvolleres Gestalten auslöst.

*

Objektiv sein, hieße eigentlich: unschöpferisch sein, indem es nur ein bereits Bestehendes oder Bestandenes zu schildern hätte. Es scheint mir zugleich ein Unmögliches, weil das Wahrnehmen nicht loszulösen ist von der Art des Schildernden.

*

Der winterliche Tolstoi vielleicht hervorgegangen aus einer Wandlung, die gleichsam das Kind mit dem Bade ausschüttete. Ihm oder in seiner Nähe ward vielleicht Sinnlichkeit ein Verderbliches, und so sieht er nur mehr das Verderbliche der Sinnlichkeit überall hineinverpflanzt und lehrt alle Sinnlichkeit verabscheuen. So ist er nicht einmal imstande seine Lehre konsequent zu Ende zu denken (denn es nähme ihm alle Gelegenheit zu lehren, — es nähme ihm alle Lernenden — alle Aufnahmefähigen, und er will doch lehren) geschweige denn diese Lehre praktisch durchzuführen, was alle Welt aussterben machen hieße. Er hat etwas von einer Büßernatur an sich — etwas

von einem Johannes dem Täufer, aber auch hier ist er nicht abgestimmt genug, — nicht konsequent genug, — er bleibt nebenbei doch der reiche Graf Leo Tolstoi. So ist er noch lange kein Jesus, kein ganz Großer, kein Aufbauer des Lebens, sondern mehr ein Säuberer — auch mit dem Beigeschmack eines solchen, als eines Schauenden, der überall so viel vom Schmutze wahrnimmt, daß er schließlich das Leben selbst als Schmutz ansieht — ansehen will. Aber Tolstoi ist Künstler — und sei er's wider Willen — und dies ist das Erlauchte und Bestehende an ihm. Als solcher trägt er den Charakter einer russischen Winterlandschaft.

*

Shakespeare und Tolstoi: in Beiden scheint sich die Seele ihrer Zeit — ihres Volkes — ihrer Landschaft zu offenbaren. Daraufhin erklärt sich auch eher das völlige Versagen des Verständnisses Tolstoi's Shakespeare gegenüber. Die Zeit und Landschaft des großen Briten, in dem das Nordisch-Heidnische zumeist noch ungebrochen umging, weist doch viel gewaltigere Menschentypen auf als das heutige Rußland Tolstoi's. Es war wohl in jener Vergangenheit in den Heimatlanden Shakespeares ein viel jüngeres und kraftvolleres Menschentum da — ein viel mächtigeres und ursprünglicheres Blühen der Sinne. Und soviel Gutes und sogar Großes man Tolstoi auch lassen mag, an der gigantischen Spannweite der Menschennatur Shakespeares gemessen wird es ein einseitig Unzureichendes. Der Abscheu des weisen Russen vor Shakespeare erscheint als ein „Allzu-Menschliches". Tolstoi mag sich zu spät den Werken des Briten zugewandt haben, — zu einer Zeit, da er schon zu alt war. Vielleicht war er aber immer zu alt dafür in seinem trüben Rußland, — oder daß Shakespeare ihn erst alt machte, und er nicht mehr erkannte, daß ihn dies empörte? — Es lebt eben zuweilen ein Weibsempfinden in jedem Künstler.

*

Unsere Zeit scheint in deutschen Landen suchen zu müssen: ob es noch vornehmen Reichtum gibt, der seine Mittel in den Dienst der Kunst stellt und nicht die Kunst herabzwingt, nur seinen Zwekken zu dienen, wie es überall zumeist geschieht — auch von hochtönenden Kunstunternehmungen auf zweierlei Art: die Eine, die Kunst be-

nützt, um Mittel hereinzubringen, — die Andere und schlimmere, die ihre Mittel benützt, um sich für Kunst auszugeben.

*

Auch Worte und Begriffe bedürfen der Erneuerung; sie verbrauchen sich wie alle anderen Dinge im Dasein und werden schwachbeinig und hinfällig.

*

Alle Gläubigkeit ist undogmatisch — ist Gefühlswertung. Die Kunst, als höhere Gläubigkeit, mag dies Undogmatische bis zur Unerträglichkeit von allem Dogmatischen, — bis zum Gefühl einer Erniederung durch alles Dogmatische an sich haben.

*

Ich feiere den Sieg der Germanen in der Schlacht im Teutoburger-Walde als einen Sieg der Menschennatur. Wohl war auch der Intellekt daran beteiligt, und taten List und Verstellung das ihre dabei, doch immer war solches Tun dienend und untergeordnet dem Ganzen und überschritt nie seine natürliche Machtstellung. Die Kraftborne und Erreger des Ganzen aber waren blinde Triebe: Haß und Liebe und ähnlich helldunkles Gewühl der Menschenseele, das in der ungeschwächten Menschennatur übermächtig emporschoß und jeden Nerv und jede Ader besetzte und den ganzen Menschen in ein Gefühl wandelte, das zur Tat lechzte und aufzwang. So erst sehe ich den Sieg Armins jene Bedeutung annehmen, die einer Kulturwandlung zukommt, indem er dem selbstherrlich bestimmenden Auftreten neuer junger kraftvoller Völkerschaften die Wege bahnt, — indem er Platz schafft für ungeschwächte Menschennatur. So feiere ich Hermann als Herrn und Mann — als Germanensproß, etwa ja nicht als Begründer des heutigen Gang und Gäbe-Deutschtums oder gar als das Deutschland der Massen, in dem schon so viel Römisch-Verfallenes umgeht und so viel Intellektisches regiert, daß schier ein neuer Hermann not tät.

*

Der Tiroler, Andrä Hofer, ein Hermann im kleinen Maße. Seine Menschennatur erscheint abgeschwächt von der Kost der vorhergegangenen kirchenchristlichen Zeiten. Doch bleiben in ihm die An-

reger zu allem Unternehmen Glaube, Liebe und Haß und nie der Intellekt. Hofer's Tun bringt erst Entfaltung seiner Menschennatur. So wird der Freiheitskampf der Tiroler ein Kampf des Volkes der Tiroler. Die Kampferreger wie die Beschaffenheit der Kämpfer erheben die beteiligten Massen zum Volke. Ein Volk aber wird nur dort untertan, wo es zugetan ist, wie ein Weib sich nur dem hingibt, den es liebt. So sehe ich beifällig und stolz auf die heimatliche Kampfzeit zurück, die sich nun bald hundertmal jährt.

*

Was man zuweilen Tirol aufzudrängen sucht: ein Hinaussehen nach Deutschland wie nach einem Platz für Reichsuntertanenschaft, — dem Tirol, das einen so wettertrüben Teil Deutschlands — das ein München zum Nachbarn hat. Wenn der Bajuvare auch dem Nordtiroler verwandt sein mag, so ist doch etwas da, das einer Wesensverwandtschaft zuwiderläuft, insoferne der Bayer ein mehr Städtisch-faules und Landschaft-fernes aufweist, das in den Handlungen sich bemerkbar macht. So konnte schon Tirol vor hundert Jahren alles Bayrische nur als Fremdherrschaft empfinden. Es war wohl der städtische Dünkel des heranwachsenden München, der damals grob und roh in die tirolische Landbevölkerung als in ein Minderwärtiges hineingriff. Wie lohte da überall junger Haß empor, flammender und fruchtbarer als alle Bergfeuer, die heute zuweilen noch unsere Höhen zieren. Und dieser Haß war germanisch: er richtete sich zutiefst gegen die Anmaßung des Intellekts, er kämpfte für sein Empfinden — für seine Neigung, — er rang in seiner Art für die Freiheit der Menschennatur.

*

Mein Stolz als Tiroler wäre: daß Tirol zu klein bleibe, um sich als Masse zu fühlen, daß es zu groß, zu germanisch, zu naturhaft empfinde, um jemals deutsche Reichsuntertanenschaft als ein Mehr, als ein Wünschbares anzustreben.

*

Es soll mir eines Reiches Angehöriger zu sein nur Lust und

Ehre sein, wenn es bedeutet: eines großen Tuns — nicht eines Großtuns Angehöriger zu sein.

*

Ich sehe in Bismarck noch etwas anderes als den Schöpfer des deutschen Reiches, — ich sehe in ihm einen Herrn und Mann — eine machtvolle Hand — ein Aufrechtstehen — eine Natur — ein Element, das aufrüttelnd hineingriff in deutsche Verschlafenheit und standhaltend und ablenkend in die anwachsenden intellektischen Umtriebe und Bewegungen der Massen; ich sehe in ihm einen Menschen, der seinen Reichtum und seine Wohlgeratenheit, seine Menschennatur in die Politik hineintrug, der als Politiker Künstler war.

*

Ich sehe ein Verfallssymptom der Menschennatur darin: sich erst groß und sicher zu fühlen als Angehöriger eines großen gleichsprachigen Reiches. Es läßt mich für Tirol zumal sagen: wo das Germanische abstirbt, treibt das Reichsdeutschtum. Meine Anschauung bestärkt: daß die Führenden in solchen Bestrebungen oft genug unlautere und unfähige Menschen sind. Dasselbe gilt für den Irridentismus, der in meiner Heimat umgeht.

*

Je größer ein Reich, desto leichter sein Verfall. Je größer die Masse, desto schwerer ihre Entwicklung. Hier denke ich an Deutschland, das heute nur zu gerne seinen Machtzuwachs von seinem Bevölkerungszuwachs ablieft.

*

Eine Sprache an sich sichert niemals den Bestand des Wortes, sondern das Was und Wie des Gesagten — die Natur des Sagenden. Jesus, der Sprache nach einem winzigen Völklein angehörig, fand doch für sein Wort ewigen Bestand.

*

Überall wo es Menschen gibt und nicht nur Leute, wird es auch ein Verstehen für mich geben. So ist es nicht nötig, Verständnis nur bei den Deutschen zu suchen, — so wird es freilich zu-

gleich ein Seltenes, richtig verstanden zu werden. Der Verstand allein ist es nie, der mich ganz verstehen wird.

*

Vielleicht kommt bald die Zeit, wo Deutschlands flacher Süden (der Norden hat das Meer und die Heide, der Westen Gebirge und Strom) an der Landschaft der Alpenländer sich aufrichtet und vertieft. Die Interpreten dieser Landschaft sind aber vorerst die Dichter und Künstler der Schweiz und Tirols.

*

Bin ich nicht Künstler — nicht Freiheitskämpfer: so kämpfe ich doch für die Freiheit des Menschen und nicht nur des Deutschen. Wird mir so der Begriff Deutscher nicht wie eine Schranke — wie eine zu nahe Grenze? — Oder soll der Begriff Deutscher so hoch stehen, daß er höchstes Menschentum in sich unterbringt? — Aber dann darf man nicht sagen die Deutschen.

*

Wo Nationalismus etwas taugt (und es ist selten genug), muß er natürliches Wachstum darstellen und nicht gewaltsam der Menschennatur aufgedrängt sein, wie es das Nationalsein-Wollen mit sich bringt, dem immer Absicht zu Grunde liegt und nicht tugendhafte im Sinne von vorteilslose. So erscheint er nur als Sprößling des Intellekts und wird schweres Hemmnis unsrem Wachstum, unserer Entfaltung und bedeutet schließlich eine Verarmung unserer Menschennatur, indem er Untergeordnetem in uns die Führung überläßt. Zuletzt aber ehrt man seine Nation immer noch am besten durch Hebung seines eigenen Menschentums. So mag es immer wieder heißen: Was für ein prächtiger Mensch — und er ist ein Deutscher! Und wenn deren mehr sind, kann es heißen: Was für prächtige Menschen haben doch die Deutschen! Niemals aber wird man schließen: Er ist ein Deutscher: — also muß er ein prächtiger Mensch sein! Dafür haben die Deutschen doch schon zu viele Laster in sich aufgenommen — auch fremdländische Laster.

*

Es ist unsere Bodenständigkeit, weiters unsere Vorfahrenschaft und deren Berufe und Neigungen, die einzig unser natürliches

nationales Wachstum bedingen und auslösen: lauter Dinge, denen wir selbst wenig mehr anhaben können.

*

Wo in künstlerischen und dichterischen Dingen die Verherrlichung des Nationalen und Patriotischen als das Tonangebende allzu gewollt hervorsticht, kann man zumeist auf Unlauterkeit schließen, die menschlicher und künstlerischer Unzulänglichkeit entsprungen ist. Ich denke hier an Armin's und andrer Helden—Schemenreiter.

*

Niemals ist der Staat das höchste Gebilde der Menschen, wie Politiker gern glauben machen möchten. Der Staat ist im besten Falle ein Haus, ein Gebäude, das eine Nation — ein Volk oder auch Völker beherbergt. Es sei Fürsorge der leitenden Menschen, daß diese Herberge gut ist, daß die Menschen im allgemeinen darin gut gedeihen können, daß das höchste Gebilde, der Mensch, darin zu seinem Wachstum, zu seiner Entwicklung, zu seiner Entfaltung kommt. Es sei natürliche Pflicht der Beherbergten, daß sie sich für das Gutgefügte und Gutgeführte erkenntlich zeigen.

*

Nationalismus ist ein Massenbegriff. So bietet er Schleichwege und Unterschlupf genug dem Kleinen und Niedrigen am Menschen. Es erbringt mir die Wahrnehmung: Über unzulängliche oder defekte Körperlichkeit muß die Kleidung hinwegtäuschen, über unzulängliche oder defekte Wesensart der Nationalismus.

*

Vorbedingung für alle Selbstzucht und Selbsterziehung: Sich nicht als Masse fühlen. Es entläßt einen aus dem Bereiche der Menge; es entfernt von sich alle Bewegungen der Massen: die der Arbeiter wie die der Frauen; es läßt seine Reichsangehörigkeit weit in den Hintergrund sinken.

*

Tiefer gesehen erweist sich alles Konzessionen-Machen als eine Verunreinigung des Charakters, jedes Kompromiß-Schließen als eine Belastung der Seele.

*

Hohe Errungenschaft: daß man die Schmähungen der Menge, der Massen, der Mehrheitsbegriffe wie einen Adel trage.

*

Wir, die wir innerlich keinen Hochmut kennen, getrauen uns hochmütig zu *scheinen*.

*

Heute weiß ich als Künstler: es darf kein deutsches Reich für mich geben, es sei denn, ich meine mit einem deutschen Reiche *mich*!

*

Es ist viel wunderbarer um den Instinkt eines Tieres bestellt als um die Art, wie ein Mensch Professor oder Doktor wird. Dies ist ein Erlernbares, jenes ein innerlich Gewachsenes aus der Grundtiefe der Natur heraus.

*

Kaiser Wilhelm, der Zweite: vielleicht ein impulsiv scheinender Intellektmensch mit der ganzen ungereimten Selbstverständlichkeit eines Dogmengläubigen. (Man denke nur an den Begriff: „Von Gottes Gnaden".) Als Gesamtpersönlichkeit etwas, dem ein Künstler gern aus dem Wege geht — dem ein Seltenes aus dem Wege geht.

*

An Lügen betreffs sich selber glauben heißt doch: sich selbst belügen. Glauben aber nicht die Machthaber den Schmeichlern? — Erziehen sie sich nicht die Schmeichler?

*

Aller Undank rächt sich. — Erhielt aber Wilhelm II. sein geeintes Reich nicht durch Bismarck? —

*

Das Wirken der Nur-Intellektmenschen wird zumeist *Verwirken*. Ist aber des deutschen Reiches zweiter Wilhelm nicht Intellektmensch?

*

(Fortsetzung folgt.)

Kämpfen / von Peter Scher.

Das ist kein Kämpfen:
Wenn du mit trotzverbissenen Lippen
Durch den Tag, durch die Gassen gehst,
Im Kreise deiner Schmerzen stehst,
Und aus den leergefressenen Krippen
Des Lebens matt wie Spreu verwehst —
Das ist kein Kämpfen!

Aber wenn aus einsamer Ferne
Hoch und hell ein Lachen klingt,
Daß es in die Tiefen dringt
Und zum Licht der ewigen Sterne —
Dann horch aus schwülen Krämpfen
Auf diesen Ton, auf diesen Ton:
Das Lachen ist des Leidens Lohn.
Lachen heißt Kämpfen!

Brixner Chronik / von Hartmann.

An heißen Sommertagen muß einer durch die einsamen Gassen dieser stillen Stadt gehen, wenn er ihre seltsame Schönheit, ihre in sich versunkene Größe lernen will; und von den Menschen muß man denken, die vor vielen, vielen Jahren in diesen Häusern wohnten, an die überlegene Ruhe und die bescheidene Größe ihres Schaffens. Wohin wohl die viele unbewußte Schönheit und herbe Bürgergröße gegangen ist? Ob die auch so hassen konnten, wie wir es heute können? Ich glaube, sie hielten mehr auf ihre Stadt und die Scholle war ihnen heiliger als der eigene Geldsäckel.

Uns aber fehlt die rechte Heimatliebe und der Zusammenhang mit jener größeren Vergangenheit. Wir stehen auf diesem Boden losgelöst von ihr — und haben unsere Zeit noch nicht erreicht.

(gez. von Max v. Esterle.)

Statthalter Baron Spiegelfeld
oder
„Der Abkanzler von Tirol".

Wenn ich vor den verwitterten Fresken an den Häusern stehe, muß ich an viele Geschichten denken, von den Leuten, die diese Bilder gemalt, wie die mit Bischof und Prälat lustige Nächte durchzechten und nebenbei große Männer waren. Und da fällt mir eine Geschichte aus unsrer jüngsten Zeit ein.

War da eine Gesellschaft von jungen, lustigen Leuten, die tauften sich in ihrem Übermute „die schwarze Hand". Natürlich eine Ortsgruppe der berühmten Freimaurer aus irgendwo in Amerika. Aber da kam die liebe Fürsicht Gottes dahinter, und so erging es den Leichtfertigen schlecht. Und das kam so: Eine Unternehmung zur Verbesserung des christlichen Lebenswandels unter den jungen Leuten männlichen Geschlechts kommt auf die Idee, sich ihr Vereinshaus von einem Baumeister bauen zu lassen, der der genannten „Schwarzen Hand" angehört. Weil aber das doch ziemlich unschicklich wäre, unternimmt es ein weiser und gottesfürchtiger Priester, dem arggeschädigten Parteichristentum rettend unter die Arme zu greifen, und bald ist auch der Teufel los. Weise Männer wiegen das schimmernde Haupt und reiben sich die gesalbten Hände.

Ist es nun ein bloßer Zufall, oder war der leibhaftige Böse im Spiele, daß die Geschichte einen etwas lächerlichen Ausgang nahm? Man erkundigte sich, um doch schließlich ganz sicher zu gehen, bei der Besitzerin des anrüchigen Lokales und es stellte sich heraus, daß die „Schwarze Hand" eine ziemlich harmlose „lustig teutsche Sing- und Saufgesellschaft" war, mit den berühmten Freimaurern in Amerika lediglich dem furchtbaren Namen nach verwandt. Das Bundesmitglied aber baut das fromme Haus, und der liebe Gott hat's bis heute noch nicht zusammengeblitzt oder -gedonnert, obwohl es ihm bei dem vielen schlechten Wetter eine Kleinigkeit sein müßte.

Die Geschichte ist keine von den liebenswürdigen, über die man lachen kann, erweckt im Gegenteil etwas unbehagliche Gefühle, wenn man aus ihr weitere Folgerungen für seine persönliche Sicherheit und Bürgerruhe ziehen soll.

Es tut einem leid, daß die Leute so patzig ungeschickt sind. Ich glaube, früher war selbst der Haß menschlich heiliger, echter, jedenfalls doch weniger Geldwirtschaft.

Soll man sich noch viel über andere Dinge wundern, die in dieser Stadt geschehen, wenn Leute, die früher in Seifen oder Hemdknöpfchen machen, nun in das Wohl und Wehe dieses Gemeinwesens machen dürfen?

Man kann zur vollen Zufriedenheit seines Prinzipals in gewissen Artikeln reisen, und trotzdem genügen hier andere Fähigkeiten, als zur Leitung städtischer Angelegenheiten notwendig wären. Wie aber soll ein Mann, dessen Geschäftseinnahmen täglich zwischen 10 Kreuzern und einer Krone schwankten, mit seinen Greislerallüren die tiefsten Tiefen einer Bankverwaltung erschöpfen?

Im Verhältnis zu diesem Manco des Naturells stehen auch die Elaborate, die nach langwierigen Debatten in Öffentlichkeit umgesetzt werden. Daß Stadtwege ein gewisses Maximum von Schmutz und Wasserlachen fassen können, dürfte auch in kleineren Ansiedlungen möglich gemacht werden; oder um Straßen zu bauen, zu denen kein Mensch zufahren kann, werden keine zu großen äußeren Schwierigkeiten zu überwinden sein. Es soll auch in der Tiefe von Brixen eine Kanalisierung liegen, über die näheren Details sowie über den Zweck der Anlage fehlen sichere Gerüchte.

Wem jedoch für solche Wohlfahrtseinrichtungen das Verständnis fehlen sollte, der kann sich an dem Anblick eines k. k. Gymnasiums erfreuen, das alljährlich neben einer größeren Anzahl von Seelsorge-Kandidaten auch einige hübsche Epidemien ausbrütet. Allerdings ist hiebei zu bedenken, dies Gymnasium ist ein konservativer Besitz, und es wird kein halbwegs ruhig denkender Mensch an eine christlich-soziale Stadtverwaltung das Ansinnen stellen, dem Erzfeind ein neues Haus zu bauen. Dafür besitzen wir den Eckstein eines noch zu errichtenden Spitals, der vorläufig als Beruhigungsmittel für die schwerbesteuerten Hunde gedacht zu sein scheint. Er ist auch wirklich sehr schön und ich freue mich jeden Tag, daß er über Nacht nicht gestohlen wurde. Wen jedoch seine Phantasie genügend unterstützt, der kann sich auf besagten Stein setzen und sein Gemüt mit dem Gedanken erheitern, daß er die vielen, vielen Krankheiten nicht besitzt, denen dies Haus geweiht sein soll.

Man denke jedoch nicht, ich wolle bösartig sein, im Gegenteil, ich rühme unsern Fortschritt, unsre Spzial-Brixner-Kultur.

Freilich will ich dadurch niemanden zu der Ansicht verleiten, als hätten wir hier in Brixen etwa eine Kunstausstellung, wie das benachbarte Klausen sie besitzt, obgleich es auch hier Leute gibt, die sich mit Malerei beschäftigen. Vor ungefähr einem Jahr starb hier ein fröhlicher Dilettant. Begeisterungtriefend hängte man seine Bilder in einen großen Saal, und die halbe Stadt war närrisch, denn der Mann war Priester, und daß ein geistlicher Herr so etwas kann, schien allen eine Offenbarung. Aber das sind Dinge, die weit hinter dem Horizonte dieser Berge liegen. Ich will auf etwas viel Näherliegendes verweisen. Es zeugt doch immerhin von einer gewissen Höhe der Kultur, wenn in einer Stadt eine Zeitung erscheint; und hier erscheinen gleich mehrere. Leider erlauben es mir meine Verhältnisse nicht, sie alle zu lesen, ich kann mich nur mit der „Chronik" befassen, aber sie lese ich mit größtem Interesse und würde sie jedem Lernbegierigen auch aufs wärmste empfehlen, denn man erfährt hier immer „Unerhörtes" und „Nochniedageweseues". Ich lese sie auch hauptsächlich, um meinen Stil zu bilden, und bin seither ein stiller Bewunderer der Deutschlehrer des ganzen Bezirkes geworden; denn durch deren bildnerische Hand sind doch schließlich die meisten der zahlreichen Mitarbeiter dieses Blattes gegangen.

Leider machte sich in der letzten Zeit unter der Bürgerschaft Brixens eine sehr bedauerliche Strömung gegen diese Zeitung geltend. Ich glaube, dies ist nicht klug, denn am Ende messen sich seine wackeren Journalisten wirklich noch irgendwelche Bedeutung zu.

Zum Schlusse noch ein kräftiges Heil jenen unbekümmerten Arbeitern, die uns die Plosebahn erbauen werden, vor allem unserem allverehrten Herrn Bürgermeister. In aller Stille ist dieses große Werk gereift und nun dürfen wir uns stolzen Hauptes an die Seite der Schwester Schweiz stellen und ihr freudentränentriefenden Auges die Hand reichen. Leider fehlt hier auch für diese Arbeit das entgegenkommende Interesse, und man scheint allgemein der Ansicht zu sein, Prospekte (bisher ist nämlich nur der Prospekt jener Bahn erschienen)

seien Vorsichtsmaßregeln, und die Arbeit sei auf die böswilligen Sticheleien einiger Unzufriedenen hin entstanden, und man suchte hier wenigstens durch den Schein irgendwelcher Arbeit größeren Unannehmlichkeiten zu entgehen.

Wenn ich den Mut zu einer persönlichen Überzeugung hätte, würde ich den Kalkulationen jener Leute vielleicht beipflichten, denn ich schätze die finanzwirtschaftlichen Fähigkeiten dieser Prospektmacher, die sich doch selbst in den unangenehmsten Verhältnissen zu behaupten wissen, viel zu hoch, als daß sie in klaren Momenten ihres Geisteslebens an die vorliegenden Berechnungen glauben könnten. Die Sache hat aber hier sehr böses Blut gemacht, und es wäre immerhin zu begrüßen gewesen, der unerschrockene Erfinder hätte diese Arbeit verloren wie Edison die „Berechnungen zu seinem Taschenakkumulator."

Das sind alles böse Dinge, die viel Unlust in einem Herzen erzeugen könnten, wenn man sie ernster nehmen wollte, als sie gemeint sind. Man muß diesen Bürgen tiefer in die Augen schauen, um sie mehr zu verstehen und weniger zu hassen. Da sieht man viel erstaunte Kinderaugen; und es sieht fast schon niemand mehr nach dem Wind, der manchmal noch durch die engen Gassen pfeift, nur der Hahn auf dem Kirchturm, und selbst dem wirds bald zu dumm werden, denn er ist schon sehr rostig.

Da sitz ich oben im Wald und hör den Glocken zu, die aus der stillen Stadt heraufläuten durch den weiten Sommertag. Wer ihrer Sprache lauscht, hört viel schöne Dinge aus ihrem hartsilbernen Klang. Die armen Dinger, wenn sie wüßten, wofür sie ihre Schönheit geben. Wie dieses ganze Volk seine herrliche Seele für die Unkraft. Das ist das tieftraurige Elend dieses Landes, daß es unbewußt heimtückischen Schmeichlern seine Schönheit opfern muß; das die Tragik seines Lebens, daß sein Schweiß nur Tempel bauen darf für landfremde Römlinge.

Wie schön und herrlich und stark könnten sie sein, wenn sie an sich selbst glaubten. Umwälzung müßt es in diesen Seelen schreien, die Berge müßten sie in ihre arbeitsharten Hände nehmen und sich ihre neue Heimat daraus bauen und Amen sagen: So — sei — es!

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe. Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.

Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.

Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Aïda. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.

Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

„Kunst in Klausen"

Ausstellung von Werken bildender Kunst

veranstaltet von den heimischen Künstlern und den Künstlergästen des Malerstädtchens

Klausen am Eisack, Tirol.

Geöffnet vom 15. Juli bis Ende September.

Besuchsstunden: 8—12 vorm., 2—6 nachm.

Eintritt: 50 h.